DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 24 — Samstag, 18. Juni — 1927

Heiß und still war es in dem Wagen. Carlitos schaute unverwandt durch das Fenster.

„Mamuschka, wann kommt das Meer?"

„Bald, Carlitos, wir sind schon nah!"

Er zog aus seiner Tasche ein zerknittertes Bild, glättete es an der Scheibe und sah es wohl zum hundertsten Male an: ein grenzenloses, blaues fischtendes Wasser mit vielen Schiffen, in deren weiße und braune Segel der Wind drückte.

„Die Ostsee oder das baltische Meer" stand darunter. Das konnten seine acht Jahre mühsam zusammenbuchstabieren; all sein Wissen waren aufgelesene Brocken, seine Sprache ein Kauderwelsch aus mancherlei Zungen. Er war schon weit herumgekommen mit dem grünen Wagen; der Weg ging abseits von großen Städten, doch Dörfer kannte er und Marktflecken und Berge; auch Gutshöfe, wo es bissige Hunde gab und böse Inspektoren, die den Zigeunern mit handfestem Stock drohten. Aber das Meer hatte er noch nie gesehen. Und es mußte doch ganz besonders herrlich sein; Mamuschka sprach immer so gern davon und hatte ihm erzählt, daß er am Meer geboren sei. Aber weit, weit von hier, da, wo die süßen Kastanien wachsen, die man essen kann. Mamuschka hatte ihn angelacht mit den schimmernden Zähnen und gesagt, seine Augen seien wie zwei blanke braune Kastanien, die eben aus der Schale brechen. Hatte seinen Kopf an den schwarzen Locken in den Nacken gebogen und ihn geküßt. — —

In der Ferne tauchten weit auseinander liegende Gehöfte auf mit niedrigen rohrgedeckten Häusern. Mamuschka hob das Gesicht und sog mit bebenden Nüstern die herbe Luft ein.

„Das ist Seewind!" sagte sie „bald kommt das Meer!" Da glitt Carlitos von der Bank, schoß wie ein Pfeil durch die offene Tür über den Wagentritt auf die Landstraße und packte des Vaters Hand. „Das Meer kommt, Vater!" Der drehte gelassen den Kopf und nickte. „Bald" — und wies mit dem Peitschenstiel gegen die kahlen Dünen — „dahinter!" Endlich war der Badeort erreicht. Die langwierigen Verhandlungen des Vaters mit dem barschen Schulzen wegen des Rastplatzes, irgendwo draußen am Waldsaum, reizten den ungeduldigen Knaben. Es hielt ihn nicht länger; vorsichtig stahl er sich fort, schaute eine Weile umher, und dann begann er zu laufen, den vielen fröhlichen buntgekleideten Menschen nach, die alle ein Ziel zu haben schienen. Die Düne hinauf lief er durch den losen, weißen Sand und den knisternden Strandhafer — — und plötzlich sah er das Meer zu seinen Füßen! Das Meer seiner Sehnsucht, seines Bildes: unermeßlich groß, blau und sanft bewegt von lustigem Sommerwind, mit Segeln wie Vögel in der Weite.

Carlitos Herz hämmerte, seine Augen wurden groß. Er sog den Anblick mit allen Sinnen ein, er trank ihn mit seiner Seele, ein Seufzer des Glücks entfuhr seinen Lippen. Auf einmal schrie er auf mit hellem Jubellaut. Wie ein Falke schrie er, und wie ein Falke stieß er von hoher Düne hinunter an den Strand, mitten hinein in eine Schar in Sand und Wasser spielender halbnackter Kinder, die erschreckt auf den kleinen, braunen Gesellen schauten. Der schleuderte die Sandalen von den Füßen, die geflickte Joppe hinterdrein, warf sich auf den feuchten Sand und ließ sich von den trägen, lauen Wellen überfluten. Am ganzen Körper triefend sprang er auf und rollte sich in dem heißen Sand trocken, bis er atemlos, wohlig, mit weit von sich gestreckten Gliedern in der Sonne liegen blieb.

Aus blinzelnden Augen sah er den Kindern zu, die allerhand Schiffe, große und kleine, schwimmen ließen. Da war er schon wieder auf den Beinen, trat an sie heran. Des Bittens gewohnt, legte er die Fingerspitzen aneinander und streckte dann flehend die Hand nach einem Schiff aus. Aber der kleine Eigentümer zeterte, es fest an sich pressend: „Nein! das gehört mir! Auf der Brücke gibt's genug zu kaufen!"

Carlitos folgte der weisenden Hand und war im Nu auf der hohen, auf beiden Seiten mit Läden besetzten Seebrücke, die weit ins Meer hinausging. Welch buntes, ihn völlig verwirrendes Bild! Hin- und herwogende Menschen in farbenfrohen Gewändern, anscheinend alle voll sprühender Lebenslust, bunte Auslagen — Spielzeug — und da — — da — — Schiffe — Schiffe ohne Zahl! Voll heißen Begehrens brannten Carlitos' Blicke auf einem zinnoberrot lackierten Segelboot; er drängte sich vor an die Verkäuferin, und mit dem braunen Finger darauf zeigend, schaute er sie fragend an: „Was es kostet? 2 Mark! Hast du denn Geld?"

Er nickte eifrig und zog seine Hosentasche heraus, in deren, mit einem Zwirnsfaden abgebundenem Zipfel ein Geldstück steckte, das er triumphierend hochhielt. Die Verkäuferin zuckte die Achsel: „50 Pfennige? Das ist zu wenig!" Carlitaos' Kinn sank auf die Brust, und bald tropften schwere Tränen über sein Gesichtchen.

Neben den Spielwaren befand sich ein Blumenstand. Es war Rosenzeit; die Auslage ein einziges duftendes Beet. Die junge Verkäuferin dachte: „Was kommt's auf ein paar Blumen an?" und reichte dem Buben drei volle Rosen. „Schau, daß du sie verkaufst! Das Geld ist deins!"

Da brach die helle Sonne durch den Tränenschleier in Carlitos' Augen. Ohne zu danken stürmte er davon und stand bald darauf, unermüdlich seine Blumen darbietend, an einem günstigen Platz. Und endlich kaufte ein älterer, weiß gekleideter Herr die drei Rosen und bot sie seiner jungen Gefährtin.

Carlitos war selig; frohbeschwingt eilte er zur Brücke und drückte gleich darauf das glühend ersehnte Schiff an sein überglückliches Herz. Lange staunte er das kunstlose Ding an wie ein Wunderwerk, dann trieb ihn die Lust, es schwimmen zu lassen.

Noch einmal gab es einen Aufenthalt: sein Schiffchen hatte keine Schnur, an der er es auf dem Wasser führen konnte. Suchend blickte er umher; schnell entschlossen näherte er sich, keckbescheiden, einer alten Dame, die in ihrem Strandkorb saß, eifrig häkelte.

„Bitte, schöne Dame, mir schenken einen Schnur!" bat er, bückte sich rasch und küßte ihren Rocksaum. Die Dame lächelte dem Kind freundlich zu: „Es ist nur ein Seidenfaden, aber ein Weilchen hält er schon!" Sie wickelte ein paar Meter der hellen, flockigen Seide vom Knäuel und reichte sie Carlitos, der noch einmal den Rocksaum inbrünstig an die Lippen drückte und dann davon sprang.

Nun endlich, endlich war's soweit; er lief eine lange Strecke am Strande hinaus, um nicht in seinem Spiel gestört zu werden. Dann setzte er sein Schiff ins Wasser.

Er kam nicht ins Lager am Rastplatz — den ganzen Tag nicht. Keiner konnte genaue Auskunft geben. Es hatte ja niemand gesehen, wie er an dem zur Mittagszeit menschenleeren Strande ganz allein zurückblieb unter Strandkörben, Sandburgen und unzähligen, bunten Fähnchen auf hohen Bambusstangen, die alle dem Meere zuflatterten, — glückselig im Besitz seines Bootes, das im Wasser schaukelte und das er festhielt am seidenen Faden. Niemand hörte seine jauchzende Freude, als der Landwind das kleine Segel blähte und das Schiff in volle Fahrt kam wie ein richtiger Fischerkahn vor der Brise. Niemand sah, daß es abtrieb vom Lande, daß der Faden sich straffte in der fester zupackenden Hand, — — daß er riß und das befreite, leuchtendrote Schiff hinaustanzte in die Weite. Und niemand vernahm den Aufschrei des verzweifelten Kindes, das sein kostbares Spielzeug nicht lassen wollte, das ihm nachstrebte durch das anfangs seichte Wasser, und dann auf einmal versank. Niemand sah sein Wiederauftauchen, seinen Kampf mit den Wogen, die ihm den Atem vom Munde tranken und ihn hinabzogen in die Tiefe.

Darum kam er nicht ins Lager am Waldsaum

Mamuschkas ahnungsschwere Seele zitterte — sie wußte: das Meer — das Meer tat ihm ein Leid. Wie eine Irre suchte sie unter den vielhunderten von Fußtapfen am Strande nach dem Abdruck zweier, kleiner, löcheriger Sandalensohlen — — vergebens! — — — Durch den Wald raste der Vater auf dem Schwarzen. „Carlitos!" fingend, wie im Scherz, klang sein Ruf — — keine Antwort! „Carlitos!" eine Welt von Versprechungen lag in dem lockenden Ton. — Nichts. „Carlitos!" gequält streng aus rauher Kehle. Und wieder nur die angstvolle Sprache seines Herzens. „Carlitos!" bettelnd, schluchzend, „wo bist Du??" Die letzte rote Sonnenglut brannte auf den Föhren, der unruhige Abendwind in ihren Kronen knarrte: „Hier nicht!" —

Drei Tage ruhte das Meer seidenblau unterm Sommerhimmel. Dann sprang ein kräftiger Seewind auf und schob die Wellen vor sich her der Küste zu.

Auf ihrem Rücken wiegten sie den kleinen Zigeunerjungen; nun kam er heim. Eine Woge gab ihn der anderen —, eine jede brachte ihn dem Lande näher. So trugen sie ihn sanft dem Strande zu, und die letzte hob ihn auf die flache Sandbank dicht am Ufer.

Da lag Carlitos stumm und reglos; in seinem schwarzen Haar, aus dem das Wasser die Locken gestrichen hatte, hingen Tang und Muscheln, die Finger der festgeschlossenen braunen Kinderhand hielten ein Stück zerrissenen Seidenfadens.

Und dann fanden sie ihn.

—⊡—

Der fremde Offizier

Skizze von Karl Fr. Rimrod.

Major Brisbane ging mit seinen Kompagnieführern über das nachtdunkle Feld zurück zum Quartier. Nach vier Wochen waren sie heute abend abgelöst worden, die Truppe befand sich schon im Ruhequartier.

Leutnant Duncan, der die Maschinengewehrkompagnie führte, war ein wenig zurückgeblieben. Man hörte ihn reden.

„Mit wem redet Duncan denn da?" fragte der Hauptmann Evans sehr erstaunt, „er ist doch ganz allein?"

Brisbane und die andern blieben stehen. Im fahlen Licht des kargen Mondes sah man Duncan, wie er die Hand an den Helm nahm, als ob er sich von jemand verabschiede.

„Leutnant Duncan!" rief der Major in dienstlichem Tone. Duncan eilte herbei und grüßte.

„Lieber Duncan, zweimal habe ich Sie nun schon ersucht, in Urlaub zu gehen, nun befehle ich es. Morgen abend. Auf sechs Wochen. Verstanden, mein Lieber?"

„Befehlen muß gehorcht werden", sagte der Leutnant.

„Na also, und nun sagen Sie mal, mit wem haben Sie denn da hinten geredet? Wir sahen niemand."

Duncan wurde lebhaft. „Ein fremder Offizier von unserem Gefechtstrain. Kam von der Front. Er hat viel Transporte. Auch heute nacht noch. Seine Abteilung liegt hinter dem Dorf. Er roch ganz scheußlich nach Moder — brr." Duncan schüttelte sich.

„So, so", sagte der Major, und gab den andern, die ihn erstaunt anblickten, ein Zeichen, zu schweigen. „Nun wollen wir uns im warmen Zimmer ein paar gute Bissen zu Gemüte führen. Die deutsche Artillerie hat unsere Mahlzeiten vier Wochen lang ordentlich versalzen."

Im behaglich durchwärmten Quartier wartete eine Ordonnanz mit einem Befehl. „Meine Herren, einer von Ihnen muß sofort zum General auf Höhe 303, um einen Bericht über unseren Abschnitt zu erstatten."

Evans und Duncan stritten sich eine Weile um den Auftrag, dann aber ließ man Duncan gehen, denn die Sache war fast gefahrlos, außerdem ging Duncan am nächsten Tag in Urlaub.

Es wurde Mitternacht; Duncan war noch nicht zurück. Das war auffällig. Der Major erwog eben die Entsendung eines Meldegängers, als der Ordonnanzoffizier der Brigade sporenklirrend eintrat.

Er legte die Hand an den Stahlhelm und meldete: „Leutnant Duncan gefallen um 10 Uhr 30 auf Höhe 303. Granatvolltreffer."

Evans ließ den Kopf auf die Tischplatte sinken. Der Major aber stand langsam auf und flüsterte: „Der fremde Offizier —"

Wie ein eisiger Hauch ging es durch das Zimmer, obwohl der Ofen glühte. Jeder spürte diesen Hauch, jeder . . .

„Seit sechs Monaten ist auf diese Höhe nicht geschossen worden, und auch diese Granate kann sich nur verirrt haben, denn sie blieb die einzige", berichtete der Ordonnanzoffizier noch. Bevor er ging, fragte ihn Evans halblaut: „Liegt hier beim Dorfe Gefechtstrain?" Es war fast ein Flüstern.

„Weit und breit nicht", sagte der Ordonnanzoffizier und ging mit höflichem Gruße.

— — — —

Als das Feuer im Ofen erloschen war, dämmerte es schon, und von ferne klang das Grollen schwerer Artillerie. Langsam ging Major Brisbane in das Nebenzimmer, wo einige Matratzen lagen.

An der Tür wandte er sich um und fuhr mit der Hand über Stirne und Augen: „Diesen Abend — und den Leutnant Duncan wollen wir nicht vergessen." Und lauter: „Hauptmann Evans, fordern Sie morgen beim Regiment einen Kompagnieführer für die Kompagnie Duncan an. Gute Nacht."

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Odysseus

Skizze von Franz Mahlke.

„Nochmals, lieber Herr Boldt, nehmen Sie mit meinem aufrichtigen Dank für Ihre durch Jahre hindurch geleistete treue Arbeit die Ueberzeugung mit, daß ich nicht anders kann. Sie wissen, welche Einschränkungen an Personal der Mangel an Warenabsatz nötig macht. Sie sind jung, und die Welt steht Ihnen offen. Alle guten Wünsche! —" Ein Händedruck — und Wilhelm Boldt schwankte hinaus.

Straßenbahnen kreischten, Autos rasten. Hupen höhnten. Waren seine Beine Bleigewichte geworden? — „Arbeitslos", sagte er tonlos vor sich hin. Er fiel in eine Sofaecke seines möblierten Zimmers und grübelte. Aber die dunklen Gewalten, denen wir alle geheimnisvoll verbunden sind, kümmern sich nicht um unser Wünschen, Flehen und Fluchen. —

„Die Nachtausgabe, zehn Pfennig!" Wilhelm Boldt verdiente an Straßenecken und Plätzen sein Geld, ging äußerst haushälterisch mit den Zeitungspfennigen um und war voll kindlicher Glückseligkeit, als er am ersten des Monats wieder den gewohnten Betrag an seine betagten Eltern absenden konnte.

Ein regnerischer Abend.

„Augenblick, Herr!" — Ein elegant gekleideter Fremder drückte ihm einen Zehnmarkschein in die Hand, entriß ihm die Zeitungen und warf sie in die Gosse. — „Kommen Sie!" befahl er. Wilhelm Boldt machte eine abwehrende Bewegung, ohne jedoch die Kraft aufzubringen, sich empört abzuwenden.

„Wollen Sie untergehen? Gut, dann bleiben Sie; aber Sie werden es bereuen." Wilhelm Boldt überquerte an der Seite des Fremden den regenblanken Asphaltplatz vor dem Bahnhof. In einem lichtdurchfluteten Kaffeehaus führte der Fremde ihn zu einem Herrn in einem kleinen Ecksofa: „Mein Sozius, Herr Daniel, — Herr Ingenieur Boldt."

„Aber ich bitte Sie, woher kennen Sie mich, und wer sind Sie?" Wilhelm Boldt richtete sich hoch auf, und seine Augen setzten wie Stahlbohrer an. Eine knappe Verbeugung des Fremden: „Scélerat", und eine Visitenkarte flog auf den Tisch. Wilhelm Boldt sah an der Karte, daß er einem leitenden Herrn einer Erzgrube in Südfrankreich gegenüber stand.

„Wir fanden im Stellennachweis Ihr Angebot, erkundigten uns über Sie bei Ihrer Firma und erfuhren durch eine Auskunftei Ihr jetziges Betätigungsfeld."

„Und was wünschen Sie von mir?" Wilhelm Bolots Frage kam überlegen und abweisend zugleich.

„Verehrter Herr, Sie scheinen zu glauben, wir suchen eine Unterredung mit Ihnen, um irgend eine Gefälligkeit von Ihnen entgegenzunehmen; es ist umgekehrt", ließ sich der Herr im Eckfofa vernehmen. „Also bitte, sprechen Sie!"

Wilhelm Boldts Augen wechselten vom einen zum andern.

Da sagte Scélerat: „Achthundert Goldfrancs bei freier Station in unserem Bergwerk. Wollen Sie?" Er warf einen Vertrag auf den Tisch. Wilhelm Boldt nickte während des Lesens zustimmend und sagte dann: „Einverstanden!"

„Bitte, unterfertigen Sie." Scélerat reichte ihm einen Füllfederhalter.

„Für übermorgen verbindlich?" erstaunte Wilhelm Bolot.

„Weil wir dringend einen Herrn brauchen, wie Sie es sind."

„Das ist zu überstürzt."

„Dann tut es uns leid. Wir werden morgen anderweitig einen Vertrag getätigt haben." Die beiden Herrn erhoben sich.

„Bitte, nein, ich komme mit."

— — — — — —

„Wir queren nur über die Bucht. Sie ziehen die fünfstündige Seefahrt dem Schienenweg fischer vor, zumal wir lange genug auf der Bahn gelegen haben", wandte sich Scélerat an Boldt, der den beiden widerspruchslos folgte. Das Mittelmeer, der südliche Himmel — eine unendliche Symphonie. Fünf Stunden, zehn Stunden. Wilhelm Bolot, vom Zauber der unermeßlichen blauen Weite bezwungen, sah nach langen Stunden erschreckt auf die Uhr und wandte sich mit einer Frage an seine beiden Begleiter. Er sah sich plötzlich isoliert, bekam seine Mahlzeiten von einem stummen Diener durch das Kabinenfenster. Eine entsetzliche Ahnung durchzuckte sein Hirn. Er rannte gegen die Kabinentür — verschlossen. Gefangen? — — Ge — fan — gen! Er fiel während der Nacht in ein schweres Fieber. Man kümmerte sich nicht um ihn. Am vierten Tage lief das Schiff den Hafen von Algier an. Er sträubte sich, feste Spahifäuste packten ihn. Er sah sich plötzlich in einem Trupp Deportierter und Camemeträflinge. Jede Frage an einen Mitgefangenen wurde mit einem Kolbenstoß der begleitenden Senegal-Soldaten beantwortet. „Allons! — —

Tage und Nächte rollten die Wagen der „Transsaharien" in die Wüste hinein, bis zum Sträflingskamp, zu den Höhlen und Bretterverschlägen der Bahnarbeiter. Wilhelm Boldt weinte auf seinem Lager von Steppengras und legte beide Hände vor das Gesicht. Dann aber reckte sein Trotz sich auf, ein verbissener zäher Wille, sein Schicksal zu zwingen. Er hatte es leidlich gut. Da ihm Facharbeiten aufgetragen wurden, bekam er wöchentlich einmal Fisch, wurde selten geschlagen und brauchte täglich nur vierzehn Stunden zu arbeiten. Da fand er Zeit, hin und wieder seine Augen zum Silberblau aufzuheben, und er lauschte den Wüstenlerchen. Wenn der Dschani mit dem gelben, peitschenden Sande daherfuhr und niemand ihn sah, niemand seine Stimme hören konnte in dem Wüstenchaos, schrie er händeringend: „Lieber Gott, eine kurze Stunde schenke mir noch einmal die Heimat." Aber das Heulen der Schakale verschlang den Schrei. Dann hob er wieder die Fäuste: „Meine Sehnsucht ist wie Brücke, meine Liebe die Kraft, und ich sehe doch noch einmal das heilige Land, dich, deutsche Heimat." — —

Ein stählerner Vogel ging im Gleitflug nieder. Defekt! Der General stieg aus und inspizierte auf einem Kamel den Bahnbau, während der Flugzeugführer Auftrag bekam, in der Kantine einzukaufen. Der Wagen prustete die schlechte Straße entlang.

Ein Ingenieur wurde befohlen. „Sind Sie Deutscher?" Wilhelm Bolot bestätigte es und wurde von zwei schwerbewaffneten Negern zum Flugzeug geführt, um den Defekt zu beheben. Er arbeitete eine halbe Stunde in größter Hast, bedeutete den Negern, daß er zu einem Probeflug aufsteigen müsse. Die Sonne stand im Zenit. Der Vogel stieg in steilen Kurven. Wie ein Adler, dessen Fänge die Beute umkrallen, stieß er in zweitausend Metern Höhe plötzlich schnurgerade nordwärts. In wenigen Minuten war er im Wüstenhimmel ertrunken. Alarm im Lager. Der General ließ die beiden Wachtdienstneger in die Prügelmaschine einschnallen.

Wilhelm Boldt lag dreitausend Meter über dem Kalkgebirge Nordafrikas, als Allah des Abends rote Rosen in die Wüste trug.

Die Maschine zitterte im Dunkel über dem Meer. In den Verspannungen knackte es gespenstisch, immer heftiger und unheimlicher. Waren es Prankenschläge eines gefährlichen Tieres, die auf die Flügeldecken des fliehenden Vogels niederdonnerten? — Manchmal sackte er ab, fünfzig, achtzig, hundert Meter, wenn er durch einen „luftleeren" Raum stieß, und unten gierte das Meer mit tausend dunklen Mäulern. Ein graues Wolkentier wälzte sich träge heran. Drauf! Der Propeller zerfetzte es . . . In die sechzehnte Stunde hinein surrte er in grenzenloser Einsamkeit sein Lied. Ein blasses Leuchten im Osten. Der Stahlvogel neigte sich der goldenen Flut entgegen. Wilhelm Boldt griff zum Höhensteuer — eine lähmende Erkenntnis. „Benzin", schrie er, und seine entsetzten Augen umklammerten das sinkende Manometer. „Ben — zin!" Ein paar müde Herzschläge der Motoren. Das Flugzeug schoß in weiter Gleitflugkurve wie ein angeschossener Vogel tiefer, immer tiefer, und dann klatschte es auf . . . Ein Kutter setzte die Segel in vollen Wind Die Fischer warfen Ringe und Leinen aus. Vom Tragdeck zogen sie Wilhelm Boldt herauf. In einem kleinen französischen Fischerdorf, unweit Marseille, nahm man sich des verunglückten „Landsmannes" an.

Als er nach einigen Tagen in einer Zeitung von einem Deserteur im Flugzeug las, der wahrscheinlich umgekommen sei, raffte er alle Kräfte zusammen. Am folgenden Abend bereits rief er Zeitungen am Bahnhofsplatz in einer südfranzösischen Stadt aus. Am nächsten Tage war er wilder Gepäckträger, ein anderemal Stiefelputzer, wie es gerade kam. Nur ehrlich ein paar Francs verdienen! Nach acht Tagen saß er in einem Zuge, mit dem er bis zur deutschen Grenze fuhr, nachts pirschte er sich durch die Postenkette . . .

Eine deutsche Dorfkirche im Morgengold! Wilhelm Boldt lief der ersten Linde in die Arme Ein Fink jubelte immerzu: Wer die Heimat liebt wie du — —

—⊡—

Das Kirmeskleid

Skizze von Heinrich Ruppel.

„So! — für dies Jahr wäre das Ackerwerk mal wieder getan!" sagte der Kehreshofbauer mit zufriedenem Kopfnicken und setzte sich zum Abendessen an den Tisch. Heute hatte er die letzten Stoppeln gestürzt und damit die Feldarbeit beschlossen. „Nun können wir Kirmes feiern", meinte seine Tochter Lene, und lachte ihn so von der Seit her an. — „Wer Geld hat, kann Kirmes feiern. Vergiß das nicht, Mädchen!" mahnte der Vater und warf einen wohlwollenden Blick auf die rank und schlank gewachsene Tochter.

Die Lene dachte, der Vater sei bei guter Laune wie nicht alle Tage, und die Gelegenheit müsse sie wahrnehmen. Sie nahm sich also vor, mal leise auf den Busch zu klopfen, wie's denn um ihren Kirmesstaat bestellt sei. Doch ehe sie noch etwas sagen konnte, trat der Ellervater ein. Der kam aus seinem Auszugsstübchen und setzte sich mit an den Tisch. Schweigend aßen sie. Nur selten fiel ein kurzes Wort. Der Vater wischte schon sein Taschenmesser ab und ließ es hörbar einschnappen. Da hob die Lene rasch den Kopf und meinte so leichthin zur Mutter: „Soll ich morgen nicht nach Hersfeld fahren?" — „Ich weiß nicht, Mädchen, frag den Vater!" — „Nach Hersfeld?" fragte der zurück. „Was willst du denn in Hersfeld?" — „Ach", zögerte die Tochter, „da wäre so mancherlei zu tun." — „So mancherlei — was ist denn das für mancherlei?" — „Nun", fiel die Mutter ein, „zu holen gibts genug: Rosinen für die Kuchen, und Zimt und Zucker und Muskatnuß — und was alles noch." — „Hat das der Krämer-Ott nicht auch?" „Das schon", gabe Lene zaghaft zu, „aber —" — „Nun, was denn: aber?" — „Ein Kirmeskleid hätt' ich sehr nötig." — „Ach so, das ist das mancherlei", lachte der Vater. „Ich wußte doch, daß noch was dahinter steckte! Nun, Mädchen, das muß ich erst noch mal mit deiner Mutter besprechen. Denn so geschwind schießen die Preußen nicht. Da sind die vielen Abgaben — grawittisch (ratlos) könnte man werden vor lauter Steuerzahlen — und dann der Schuster, der Schneider, der Schmied und der Wagner, und Gott solls wissen, wer sonst noch alles mit einer gepfefferten Rechnung kommt. Jeder denkt, jetzt hat der Bauer ein paar Sack Frucht

verkauft, und da geht ihm das Geld nun ewig und drei Tag' nicht aus. Ach, wär's nur so!" Der Vater seufzte! Und die Tochter seufzte noch tiefer. „Ich weiß ja, Mädchen", fuhr der Vater fort, „daß du das ganze Jahr geschafft hast wie ein Mannskerl. Und deine Mutter und ich und die Jungen, wir alle haben uns geplagt bis aufs Blut. Und der Ellervater hat Haus und Hof gelüftet. Aber wo ist denn nun der Ertrag all unserer Arbeit? Hin ist er. Wenn wir notdürftig leben können und nicht unter die Räder kommen, müssen wir zufrieden sein. Nicht wahr, Vater?" — „Jaja!" nickte der Ellervater. „Es könnt' noch schlimmer sein. Drum seid zufrieden!"

Die Brüder gingen in den Stall und taten da, was ihnen oblag. Die Lene räumte ab. Der Vater und die Mutter sprachen von dem Kirmeskleid der Tochter und kamen überein, daß man das sparen könne. Sie wußten wohl, daß die Theres und die Trud vom Schabackerhof den Ton angaben in dem Mädchenchor des Dorfes, und daß nicht nur die Burschen sich um die Gunst der beiden führenden Dorfschönen bemühten, sondern auch die Mädchen. Sie wollten es den beiden gleichtun im neuesten „Staat". In den Nachbardörfern, wo die Kirmes schon vorbei war, da war in diesem Jahre das Samtkleid der höchste Trumpf gewesen. Und die stolzen Schwestern vom Schabackerhof hatten längst die Parole ausgegeben, daß das einzig und allein der rechte Kirmesstaat sei. Und wenns auch mancher Schönen schwer hielt, — was sein muß, das muß sein! Selbst viele Mütter waren noch eitel und töricht genug, der Putzsucht ihrer Töchter Vorschub zu leisten, so sehr es auch am Geldsack schmerzen mochte.

„Ja, Mann, was tun wir da?" sagte die Bäuerin vom Kehreshof. „Ganz zurückstehen lassen dürfen wir unsere Lene auch nicht. Wir haben die drei Jungen und das Mädchen und können doch nur einem unser Wesen geben. Da müssen wir uns für das Mädchen schon bei guter Zeit nach einem Plätzchen umtun, wo es einmal als Frau hinpaßt." — „Gewiß", meinte der Bauer, „aber das hängt doch letzten Endes nicht vom Kirmeskleid ab."

Der Ellervater saß am großen Kachelofen und wärmte sich den steifen Rücken. „Ich meine", sagte er, „Ihr habt doch noch so viele gute Tuchkleider von deiner Mutter, Jung, und von dir selber, Schwiegertochter. Macht mal die Lade auf! Da habt ihr Kirmesstaat genug. Und schön und echt ist er auch. Was dir und mir gefallen hat, als wir noch Burschen waren, und was deiner Frau und deiner Mutter gut gestanden hat, das wird doch auch der Lene gut stehen." — „Aber Schwieger, Ihr vergeßt, daß andere Zeiten sind!" wandte die Bäuerin ein, während die Lene eintrat und sich mit dem Strickzeug unter die Lampe setzte. „Nun ja, wenn die Zeiten anders geworden sind, so läßt sich doch auch so ein schöner, braunet Tuchrock ändern", widersprach der Alte. „Ein Börtchen mehr, ein Fältchen weniger — und so paßt's auch in die neue Zeit."

„Herrjeh, Ellervater!" rief nun die Lene und ließ die apfelkernbraunen Augen zum Ofen blitzen, „das sind aber altmodische Ansichten!" — „Ellervatersansichten sind immer altmodisch", kam es von dort zurück. — „Waren sie das in Eurer Jugend auch schon?" — „Freilich, Mädchen. Nur ein Unterschied war zwischen heut und damals. — „Ein Unterschied — sofort Und welcher?" Der Vater hing den Kopf aufs Zeitungsblatt, sein Lachen zu verbergen, und auch die Mutter war gespannt auf den Fortgang der lustigen Kappelei. „Der Unterschied ist der", sagte der Großvater, „daß die Jungen damals etwas gaben auf die Ansichten der Alten, und heute fällts ihnen gar nicht ein." — „Das stimmt nicht recht", hielt Lene ihm den Widerpart. „Wollt Ihr mich denn mit allen anderen über einen Kamm scheren?" Sie hing den Kopf und spielte die Gekränkte. „Dich mein' ich ganz und gar nicht, Kind. Du warst ja stets ein Engel, wenn du — schliefst. Net wahr?" Die Stube scholl von lautem Lachen. — „Na also!" lachte Lene mit. „Nun helft mir aber auch, Ellervater, daß ich wie alle Mädchen ein Sammetkleid zur Kirmes kriege! Ich tanz auch den Ersten mit Euch!" — „Nun mach mir aber die Vögel nicht scheu!" wehrte der Alte ab. — „Wirklich, Ellervater, den ersten Reigen tanzen wir zwei, Ihr im blauen Kittel und ich im Sammetkleid. Sollt sehn, wie gut die altmodischen und die neumodischen Ansichten zueinander passen!" — „Mädchen, Mädchen, was ist denn nur in dich gefahren! So kenn' ich dich ja gar nicht." — „Ein kleiner Hochmutsteufel!" sprang der Vater dem Ellervater bei. „Den werden wir wieder austreiben müssen." — „Ein Hochmutsteufel, wie ihn die Stadtmenschen haben, die sich alle Viertel-

Der Kamm

TU Gen
öffentlichen
rat nach
Debatte den
den Transpo
Kriegsmaterie
auf die Sep
Berichterstat
trag damit,
kurzen
genommenen
Hamel am
nach der Po
torialit
zur endgülti
bestehen. E
Hauptregelun
Munition a
setzen, da
kerkundskon
bewährt
gelegt,
gegenwärtig
Behörden zu
Eisung fand
kerkundsrat
Mates für

TU Ber
Interview
dem englisch
die Frage,
stehe, erklär
Freiheit
treten sei.
aus, dieser S
nächterne E
gießen fort
von niemand
sich ausgeg
gegenseitigen
zeugt sein,
rigkeiten fo

TU Ber
Nacht eine U
Wander
angeblich
den Tal
englische
Wanderver
Regierung
Europas
zu Rußland
Dr. Stresem
tig darauf
seine Bezie
ten und au
er hoffe. De
als Englan
ein schwerer
Lage verschl
das allerdin

Die d

TU. Ge
gation wird
dungen ein
über eine
wäre. Zu
pen und d
daß die ein
weiterzie
zu können.
ster Zeit no
dürfte jedoch
ungen ge
weiter gem
der Weltp
Briands

TU Ge
haben bere
tionen G
heute abend
mann dur
sprechungen
Berlin ab.
Auf Wunsch
im Laufe d

Lust der Tänzer stieg mit jedem Augenblick. Juchschreie rissen sich empor wie feurige Raketen und prallten an die Decke. Ein Wirbel hielt die Masse junger Leiber wie umschlungen und trug sie lustberauscht dahin.

Der Michel-Gustav drehte sich mit seiner Tänzerin, der Schabacker-Trud, mitten im dichtesten Gedränge. Da — ratsch! — was war das? Das schöne Kirmeskleid! Kaputt und gerissen wars vom Knie bis zum Saum! Am Ofen wars hängen geblieben, wohl an einer Ecke, und nun war der Brei gar. Der Gustav fluchte verlegen. Die Trud weinte fast vor Zorn. „Du tanzest ja den Dreher wie verrückt!" — „Es ging dir ja noch lange nicht verrückt genug — du!" Und der Gustav warf ihr fast ein Schimpfwort an den Kopf. Der Reigen stockte und löste sich in wirres Durcheinander auf. Alle waren neugierig auf das, was kommen sollte. Trudes Brüder packten Gustav an der Brust. „Laßt los, Ihr Hunde, sag ich Euch!" Ein paar ältere Burschen kamen und lösten die Kampfhähne auseinander. Die Schabacker-Jungen ließen sich für diesmal noch begütigen. Doch meinten sie, es ständen Gewitterwolken überm Saal. Und donnern würde es gewiß auch noch.

Der Gustav gab dem Wirt die Schuld und fing Spektakel an am Schenktisch: „Was brauchst du, Sapperlot, 'nen Ofen hinzustellen, wenn kein Mensch an Feuer denkt! Du mußt bezahlen, Kerl! Du hast die Schuld!" Der Wirt versuchte zu beschwichtigen. Es war ihm wichtiger, in jeder Hand jetzt fünf — sechs Gläser Bier zu schwenken, als sich mit diesem Querkopf rumzubeißen. Doch als der Gustav keine Ruhe gab und alles rein rebellisch machte, da zwinkerte der Wirt zwei Knechten zu: „Werft ihn hinaus!" Der Wink des Wirtes war im Nu vollstreckt, wenn auch die Bauernburschen leis kramausten, daß ihrer einer vor die Tür flog. Die Fäuste der zwei Kerle waren Warnungstafeln. Im Augenblick des Hinausgeschmissenwerdens sah der Gustav den Kirmestanz und auch die schöne Heimfuhr (nächtliches Heimgeleiten seiner Tanzmagd) schwinden und brüllte wie ein Tiger. Manch eine von den Tänzerinnen lachte keck; doch manche sah auch angstvoll nach der Tür, von wo das Zetermordio kam. Dazwischen sang ein Schalk mit heller, mädchenhafter Stimme und parodierte ein bekanntes Volkslied. „Maul halten!" drohte ihm eine zornige Stimme. „Maul halten! Sonst fliegst du hinter dem anderen her!" Da verkrümelte sich der Sänger auf eine Weise; denn mit den Burschen vom Schabackerhof war nicht gut Kirschen essen. — —

Die Kirmes war mit Mummenschanz und Umzug durch das Dorf zu Grab gegangen. Es hatte sich nichts Sonderliches mehr begeben, nur eine stramme Holzerei, die dem Doktor Arbeit gab, wenn auch nicht übermäßig viel, und dem Landjäger auch.

Auf dem Kehreshof fand weder der Doktor noch der Landjäger etwas zu tun. Die Kehres-Jungen hatten die Kirmes gefeiert, wie sich das für brave Burschen, die etwas auf des Vaters Namen halten, gehört. Und der Lene hatte noch nie eine Kirmes so gefallen wie diese. Und als die Christtage herbeikamen, war sie Braut auf dem Stückhof, wo ein achtbarer und rechtschaffener Bursch ihr Mann werden sollte. Und das hatte sie nicht zum geringsten Teil den altmodischen Ansichten des Ellervaters zu verdanken, der ihr zum Handschlag mit dem Stückhof-Christian nickend sagte: „Gelt, Mädchen, nun ist die Kirmes doch noch besser verlaufen, als du gedacht hattest, besser, als für alle die neumodischen Dorfdamen!" —

—⊙—

Der Kammerdiener des Königs

Eine heitere Skizze

von Alexander v. Gleichen-Rußwurm.

Als er zu Bett gegangen und die Gesellschaft der aufwartenden Kavaliere entlassen war, fragte König Franz I. seinen Kammerdiener, Louis Brabant: „Nun, Louis, Du bist ja traurig. Was ist mit Dir?"

„Herr, Ihr werdet lachen, es ist um ein Mädchen."

„Du kannst doch so viele haben, wie Du willst — hübscher Bursch, des Königs Kammerdiener."

„Viele, aber die eine nicht. Die Eltern sind Kaufleute und wollen einen reichen Geschäftsmann für ihr Kind."

„Du bist doch nicht auf den Kopf gefallen. Streng Dich an, Louis — ein guter Scherz erobert die Braut."

„Das ist', Herr! Ihr bringt mich auf den rechten Weg."

Schon lachte Louis Brabant, und sein Lachen klang aus den Falten des Himmelbetts und aus der Stubenecke weit oben, so daß der König mitlachte und meinte: „Du wirst's schon machen, Spaßvogel."

Dann drehte er sich um und Louis verließ das Gemach, nachdem er vorsichtig die Kerzen gelöscht.

*

Des Königs Kammerdiener schlenderte noch durch die Stadt Paris und kam an dem Haus des Bankiers Saint-Gille vorüber. Er sah Licht im Hause und vermutete den Geizhals über seinen Büchern. Da blitzte ihm ein Gedanke durch den Kopf: bei dem wollte er seine Kunst versuchen und ein Probestückchen machen, ehe er das Brautchen von seinen Eltern erlisten würde.

Er klopfte lautdröhnend an die Haustür mit dem bronzenen, schönverzierten Griff, klopfte noch einmal und noch einmal, aber es dauerte lange, bis der Alte die Treppe herunter kam, durch ein Fensterchen auf die Straße spähte und nach dem Begehren des späten Besuches fragte.

„Der Kammerdiener des Königs, Herr Saint-Gille, mit wichtiger Botschaft."

Saint-Gille erhob die Leuchte, erkannte den Mann und öffnete: „So spät, Herr Brabant", sagte er. „Kommt herein. Was wollt Ihr?"

„Geld," lautete die kurze Antwort.

„Das wollen alle von mir. Wozu? Warum? Wie viel?"

Sie waren im Zimmer des ersten Stockes angekommen, als Brabant erwiderte: „Dreitausend Livres für den Krieg gegen die Türken."

„Macht keine Witze! Türkenkrieg? Kein Mensch spricht davon."

„Ihr seid auch der Erste, der davon erfährt. Ihr gebt für die Vorbereitung dreitausend Livres und könnt mit der Nachricht zehntausend verdienen. Das Geschäft bringt ich Euch."

„Ihr lügt und wollt das Geld vertun, um das Ihr mich geprellt habt."

„Bei allen Heiligen," begann Louis zu schwören . . . da setzte er plötzlich ab, ein Seltsames geschah und Herr Gille, dessen Frömmigkeit in starkem Aberglauben auslief, zitterte an allen Gliedern.

„Bei Eurem Seelenheil," klang eine Stimme laut und drohend von der Decke des Zimmers, „helft die Ungläubigen zu bekämpfen! Ihr macht viele Sünden gut, gebt Ihr das Geld."

Louis stand mit niedergeschlagenen Augen vor dem Erschrockenen: „Macht, was Ihr wollt," sagte er einfach und wendete sich zum gehen.

Doch Herr Saint-Gille griff in seine Kasse, entnahm ihr mit unruhigen Händen das Geld und drängte es dem Kammerdiener auf: „Nehmt, nehmt!"

Der ließ es sich nicht zweimal sagen, zählte die Summe, steckte sie ein und empfahl sich.

Als Brabant das Haus verlassen hatte, wankte der Bankier wieder hinauf, sank ermattet auf seinen Sessel und stöhnte: „Der Schrecken! Aber eine gute Tat — ein gutes Geschäft."

Am anderen Vormittag erschien des Königs Kammerdiener fein angetan im Hause des Kaufmanns Lecadieu und ließ sich von seiner Angebeteten, der süßen kleinen Margot, ins Empfangszimmer führen. Margot hatte ein verweintes Gesichtchen und flüsterte: „Louis, die Eltern geben nicht nach, ich muß den Wirt an der Ecke heiraten, den dicken, reichen Witwer!"

„Keine Angst! Heute geben sie nach", meinte er ebenso leise und drückte im Dunkel der Treppe dem Mädchen einen herzhaften Kuß auf die Lippen.

Dann wartete er oben im Zimmer, bis Herr und Frau Lecadieu steif und mit wichtigen Mienen ins Zimmer traten. Zierlich gesetzt, wie es der Zeitgeschmack erforderte, stellte Louis Brabant seinen Antrag bei Margots Eltern und fügte mit offensichtlichem Stolz, wenn auch ein wenig verlegen hinzu, daß er der Gnade des Königs dreitausend Livres verdanke.

Madame Lecadieu zerdrückte wohl ein Tränchen und stieß Herrn Lecadieu wie unabsichtlich an, er könne vielleicht doch . . . aber der Kaufmann blieb in seiner Absage fest. Er wollte nun einmal nichts von leichtfinnigen Leuten wissen, von denen der Hof nur so wimmele.

Leise war Margot wieder ins Zimmer geschlichen und drängte sich hinter die breiten Röcke der Mutter. „Mein Vater!" flehte sie von dort mit erhobenen Händen.

„Schweig!" donnerte der Haustyrann. — Da . . . ein Wunder, die Frauen bekreuzten sich. Aus der Ecke des Zimmers, wo das Bild der Madonna hing, tönte eine zarte Stimme: „Lecadieu, gehe in Dich. Hast Du Dein Weib glücklich gemacht? Willst Du Deine Tochter auch unglücklich machen? Nur aus gemeinem Geiz? Gib sie dem braven Mann."

Lecadieu starrte in die Ecke. Er wußte nicht, wie ihm geschah.

„Um Deiner Seligkeit willen, Lecadieu," schrie die Mutter, „gib nach!"

Und Lecadieu gab voller Angst seine Einwilligung, wie in der Nacht Herr Saint-Gille das Geld gegeben hatte. Die kleine Margot war glücklich und kniete nieder vor dem wundertätigen Bild.

* * *

Als der König am Abend wieder zu Bett gegangen war, lachte Louis Brabant vor Vergnügen und konnte seine Freude nicht an sich halten. „So lustig, Louis?" — „Ja, Herr, Euer Rat hat mir geholfen. Euch verdanke ich mein Glück, denn Ihr habt mir zu einem guten Gedanken verholfen."

Dann erzählte er, was geschehen war.

„Einmal", sagte ihm der König darauf, „hast Du Deine Kunst aus dem Bauche zu sprechen, schlecht angewendet, und das verdient Strafe, das zweite Mal gut, und das verdient Lohn. Zur Strafe trägst Du Herrn Gille die dreitausend Livres wieder ins Haus und begleitest mich in den Türkenkrieg, denn Du hast recht aufgeschnappt, er bricht wirklich aus. Zum Lohn für Deine Brautwerbung, die mich weidlich lachen macht, schenk ich Dir dreitausend Livres. Auf die hin kannst Du heiraten, wenn der Feldzug vorüber ist."

Und so geschah's.

—⊙—

Hunger

Skizze von William Quindt.

Der Bettler lehnte müde an dem Mast der Straßenlaterne. Da oben brannte leise surrend die gelbe Gasflamme, die Straßen lagen still, und die Türen der Häuser wurden geschlossen. In seinen Augen brannte es feucht, und er hätte weinen mögen wie ein Kind, das sich in der abendlichen Stadt verlaufen. Er fühlte sich über alle Maßen elend. In den letzten drei Tagen hatte er vier Pfennige erbettelt und nichts gegessen als zwei Brötchen, die er sich dafür gekauft. Und dabei den ganzen Tag auf den Beinen, immer treppauf, treppab — und die Nächte im Freien . . .

Eine junge Frau kam durch die Straße. Als sie den Strolch stehen sah, hetzte sie mit flinken Schritten auf die Mitte des Fahrdammes und lief eilig davon, indessen sie sich scheu nach ihm umblickte.

Er fühlte wohl ihre Furcht; da setzte er sich langsam wieder in Bewegung, torkelte an den Häuserwänden entlang mit unsicheren, wankenden Schritten, die an den Gang eines Betrunkenen erinnerten. —

Gram und Ekel vor sich selbst verzerrten sein Gesicht. Soweit also war es mit ihm gekommen, daß die Menschen vor ihm flohen, wenn sie ihm in dunkler Straße begegneten! Aber was wollte er, was beklagte er sich? Er war ein Landstreicher, ein obdachloser Vagabund, ein Strolch. — Freilich: noch vor zwei Jahren war er Franz Bär gewesen, der ewig vergnügte Hamburger Kesselschmied. Aber dann hatte seine Werft geschlossen, und er war arbeitslos geworden. Tagtäglich starb er mit Tausenden von Kollegen vor den Schaltern des Arbeitsamtes. Franz Bär behagte das wenig. Irgendwo im weiten Deutschland mußte es doch Arbeit geben! So war er auf die Walze gegangen. Aber Arbeit gab es nirgendwo; überall lauerten Ungezählte darauf, wieder Arbeit zu finden; sehr scheel sah man in allen Städten den Ortsfremden an. Manchmal fand er etwas Beschäftigung für ein paar Tage, schaufelte Schnee, hackte Holz, half mal einem Bauern bei der Ernte. Er tat es gern, obwohl irgend etwas in ihm sich schämte, daß er solche Arbeiten verrichten mußte, er, Franz Bär, der doch sein gutes Handwerk gelernt hatte. — Und nun bettelte er, bettelte sich durch die Fremde . . .

So müde war er heute, so schlapp. Mehrmals torkelte er haltlos gegen die Häuser, und es dauerte immer mehrere Minuten, ehe er die Kraft fand, seinen Weg fortzusetzen. Als er dann um die Ecke bog, sah er einen Schutzmann stehen. Sein erster Gedanke äußerte sich in einer Bewegung der Flucht. Aber er riß sich im Augenblick wieder zusammen, und ein heißer Glanz schoß in die hungerleeren, trüben Augen . . . Dann setzte er sich wieder mühsam in Gang und blieb schließlich hart vor dem Beamten stehen.

Der Schutzmann sah den Strolch an. Der Beamte war wohlgenährt und hatte einen dicken, rötlichen Schnurrbart, dessen Spitzen er straff nach oben gezwirbelt hatte. „Na?" fragte er herablassend. — — „Ich bin ortsfremd!" stotterte Franz Bär. — „So? Und wo wollen Sie denn hin?" gab der Beamte zurück, der des Glaubens war, der Abgerissene wolle ihn nach dem Weg fragen. — „Verhaften Sie mich!" stöhnte der Kesselschmied. „Ich lebe vom Bettel, vagabondiere, habe kein Obdach." Der Uniformierte blickte prüfend in das eingefallene Gesicht, dann lachte er gutmütig: „Ich hab' Sie nicht beim Betteln erwischt, Mann." Dann wandte er sich ab. Franz Bär zupfte ihn am Aermel. Seine Stimme klang nach Tränen: „Verhaften Sie mich doch, Herr Wachtmeister!" — „Seien Sie nicht albern!" fuhr ihn der Schnurrbärtige an. „Auf der Wache ist nichts los; glauben Sie mir das nur." Und er machte Anstalten, den Fahrdamm zu überschreiten. Der Bettler hing fest an seinem Aermel: „Bitte, Herr Wachtmeister, verhaften Sie mich!" winselte er. „Ich denke nicht daran!" lachte der Beamte jetzt laut auf. „Wie komme ich dazu? Ich habe keinen Grund, Sie zu verhaften." Dann sah er den Schlotternden streng an: „Machen Sie, daß Sie fortkommen!"

Franz Bär erwiderte seinen Blick, senkte dann den Kopf und sagte demütig: „Entschuldigen Sie, bitte!" Dann riß er sich zusammen und schlug mit dem Aufgebot seiner letzten Kraft den Schutzmann mitten ins Gesicht . . .

Zehn Minuten später war er auf der Wache. Und am anderen Mittag bekam er — o Seligkeit, o du schöne Welt, o Lebenslust! — eine große Schüssel gelber Erbsen mit Speck . . .

—⊙—

Carlitos

Skizze von Johanna v. Engelmann.

Carlitos kniete auf der schmalen unter den kleinen Fenstern befestigten Bank, deren zusammenlegbare Polster ihm nachts als Lager dienten. Er preßte die Stirn an die Scheiben zwischen den puppenhaft winzigen, gehäkelten Gardinchen und blickte mit sehnsüchtigen, erwartungsvollen Augen über die Landstraße durch Waldlücken in die Ferne.

Die Fahrt ging ihm zu langsam; die zwei starken, gut gefütterten Pferde wurden nun doch allmählich müde von dem stundenlangen Ziehen auf harter Landstraße. Der Braune vor dem grünen Wohnwagen lag faul im Geschirr. Der Schwarze, der den Planwagen zog mit dem abgenutzten bunten Gerät, wie es die kleinen Leute unter dem fahrenden Volk der Zigeuner zu ihren primitiven Schaustellungen gebrauchen, warf bisweilen den Kopf hoch und schüttelte ihn unter dem lastenden Kummet. Die Gäule waren kostbarster Besitz und mannigfach verwendbar. Zu den Vorstellungen legte man dem Schwarzen einen goldenen Zaum an und flocht ihm in Mähne und Schweif seidene Bänder. Auf roter Schabracke ritt Carlitos mit den Geschwistern; Bambino griff als Halt mit einem Händchen in die Mähne, warf mit den Fingern des anderen Kußhändchen und lächelte ihr eingelerntes Lächeln. Hinter ihr, stehend Balance haltend, jonglierten die Brüder in flitterbesetzten Trikots, während der Gaul im schmerem Trab im Kreise lief.

Vergeinsamkeit

Ein roter Schein undämmert hohe Spitzen,
Vom letzten weichen Sonnenhauch geküßt.
Hell schimmert mir mit seiner Firne Blitzen
Einmal der Berg noch, den der Nachtwind grüßt.

Und aus der Täler abenddunklen Tiefen,
Aus ferner Ebene weht kalter Hauch
Ein Schleiermeer von Nebeln, die da schliefen,
Und aus den Gletscherspalten quillt der Rauch.

Noch zuckt verlöschend sonnengoldnes Fluten
Scharf um die Wand, in die der Pickel schwirrt.
Das gläsern harte Eis scheint selbst zu bluten,
Wenn eine Wolke Schnee zur Tiefe flirrt.

Dann lischt das Licht, und es verglimmt das Funkeln,
Schwer lastend bricht die Sturmesnacht herein,
Und hinter föhngepeitschtem Wolkendunkeln
Erwacht der Mond mit zauberweißem Schein.

Ich aber wandere im hohen Scheine
Dem blauen Wind, den weißen Wolken zugesellt,
Und fühle tief: es gibt nur eine
Vom Glück der Ewigkeit umflossne Welt.

W. L. Diehl.